PT
8861
.S3
1895

Schäfer

Nora

Kleine Studien.
Wissenswertes aus allen Lebensgebieten.
Herausgegeben von A. Schupp.
Preis 30 Pfg.

# Nora.

## Eine Lebensgeschichte.

Von

Wilhelm Schäfer-Dittmar.

Leipzig,
1895
August Schupp.

# Kleine Studien.

Wissenswertes aus allen Lebensgebieten.
Herausgegeben von **H. Schupp.**

Es erschienen bis jetzt:

Heft 1. **Die Behandlung der Tonkunst am Ausgange des 19. Jahrhunderts.** Von Anton Huber. Preis 50 P

„ 2. **Henrik Ibsen.** Ein Essay von Dr. Th. Odinga. Preis 20 P

„ 3. **Moderne Wege zum Wohlstand.** Skizzen aus dem amerikanischen Leben. Von Ph. Berges. Preis 50 P

„ 4. **Die Entdeckung Amerika's durch die Normannen im 10. und 11. Jahrhundert.** Von H. Röttinger. Preis 30 P

„ 5. **Volksschauspiele in Bayern.** Von Adolf May. Preis 30 P

„ 6. **Patentiertes Betrügen. Ein Sittlichkeitsverbrechen. Der Fluch der Arbeit.** Drei Essays von E. Horsten. Preis 30 P

„ 7. **Kutte u. Purpur.** Von E. Horsten. Preis 50 P

„ 8. **Die elektrischen Erscheinungen und ihre Gesetze.** Von Fr. Arens. (Naturwissenschaftl.-techn. Abteilung, Nr. 1.) Preis 30 P

„ 9. **Der ungarische Volksdichter Alexander Petöfi.** Von Dr. Fr. van Hoffs. Preis 30 P

„ 10. **Freiheitsgedanken.** Von E. Jacobi. Preis 30 P

„ 11. **Die Erzeugung der Elektrizität.** Von Fr. Arens. (Naturwissenschaftl.-techn. Abteilung, Nr. 2.) Preis 50 P

„ 12. **Das Badeleben im alten Rom.** Eine kulturgeschichtliche Studie von E. M. vom Saal. Preis 30 P

„ 13. **Nora.** Eine Lebensgeschichte. Von Wilh. Schäfer-Dittmar. Preis 30 P

„ 14. **Das Gymnasium** oder die systematische Verdummung der Jugend. Von R. H. Greinz. Preis 50 P

„ 15. **Nutzen und Geschichte des Volksbades.** Von R. Klimpert. Preis 30 P

In Vorbereitung:

**Die Naturlehre in Wohnstube und Küche.** Von Fr. Arens.
**Die elektrische Kraftübertragung.** Von Fr. Arens.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

1895

Schäfer, Wilhelm, 1868-1952

# Nora.

Eine Lebensgeschichte.

Von

Wilhelm Schäfer-Dittmar.

Leipzig.
August Schupp.
1895.

Vorliegende Arbeit ist ein Vortrag, den ich im November 1894 in einer Versammlung der „Freien litterarischen Vereinigung Elberfeld-Barmen" hielt, nachdem „Nora" kurz vorher am Elberfelder Stadttheater in recht annehmbarer Darstellung aufgeführt und fast von der gesamten Kritik abgelehnt worden war. Das mag die Wahl des Themas erklären, die vielleicht dem einen oder andern Ibsenkenner sonderbar erscheint; denn über Nora ist nachgerade recht viel geschrieben worden, zumal andere Frauengestalten Ibsens ungleich interessanter sind als gerade dieses „Ideal aller Blaustrümpfe." Über eine Ellida, Hedda Gabler oder Rebekka zu sprechen wäre auch mir lieber gewesen.

Und doch ist es vielleicht nicht so ganz überflüssig, gerade Nora noch einmal zu betrachten. Es ist eins von den Dramen des Meisters, die dem Geschmack des Publikums noch verhältnismäßig nahe liegen. Und für diese zu erwärmen, heißt vielleicht auch das Verständnis derjenigen Werke Ibsens anbahnen helfen, denen Pu-

blikum und Kritik noch immer mit ratlosem Kopfschütteln gegenüber stehen. Sollte nach dieser Seite mein Versuch einer Entwickelung des Nora-Charakters eine Wirkung erzielen, so wäre damit die Berechtigung der vorliegenden Arbeit erwiesen.

Elberfeld, im Frühjahr 1895.

Wilhelm Schäfer-Dittmar.

Unsere Zeit ist eine von den großen Übergangsepochen, in denen aus dem Zusammenbruch, aus der Bankrotterklärung des bis jetzt Bestandenen ein Neues sich losringen will, eine der Zeiten, die man als krank bezeichnet, die aber weiter nichts sind, als glänzende Beweise für die Gesundheit des Menschen, der nun schon seit Jahrtausenden siegend fortschreitet auf seiner Bahn der Vervollkommnung, empor zum reinen Lichte des Ideals. Manches Hindernis hat er beseitigt, manches Gewand, das ihm gut gepaßt und ihn geschützt hatte gegen die Unbilden des Wetters, hat er abgelegt, weil es zu enge, zu fadenscheinig und zu sehr durchlöchert war. Und auch in das Kleid, das er augenblicklich trägt, haben spekulative Philosophie und praktische Erfahrung so viel Löcher gerissen, daß er sich dazu entschließen muß, das ihm durch lange Gewohnheit Liebgewordene abzustreifen.

Solche Zeiten des Zusammenbrechens, Zeiten voller Spannung und voller Tragik, können naturgemäß nicht ohne gewaltigen Einfluß auf den Manometer der Menschheit, die Kunst, bleiben. Ebenso wenig, wie es deshalb ein Zufall ist, daß die Zeit, da die alte heidnische Weltanschauung der Naivität zu Grabe ging,

da die zerborstenen Statuen der Götter zu Boden rollten, daß diese Periode uns die gewaltigen griechischen Tragiker schenkte, aus deren Werken uns noch heute das große Schicksal ihrer Zeit entgegen atmet, — daß ferner die Stürme der Reformation den einzigartigen Dramatiker Shakespeare hervorbrachten, ebensowenig wäre es deshalb ein Zufall, wenn auch unsere Zeit ihren großen Tragiker fände.

Unsere Zeit, in der wieder einmal eine Weltanschauung, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang die Menschheit zur Höhe geführt hat, sich langsam zu Auflösung bereitet, unsere Zeit, in der das „dritte Reich" in gewaltigem Brausen sich ankündigt, muß unbedingt ihren Tragiker finden, der ihren ganzen Gehalt in sich faßt und wiederspiegelt.

Vielleicht, und das ist bei der Vielgestaltigkeit ihres Lebens zu erwarten, wird sie sich nicht wie die Zeit der Reformation mit ihrem einen Shakespeare begnügen, vielleicht will sie uns, wie es den Griechen damals geschah, eine Reihe von unvergänglichen Größen schenken; vielleicht! — Daß sie uns schon einen Heros gegeben hat, der als einer der weltgeschichtlichen Tragiker für alle Zeiten bestehen wird, einen Dichter, aus dessen Werken uns das gewaltige Ringen unserer Epoche, das bange Todesahnen des Alten und das frühlingsberauschte Hoffen des Neuen entgegenflutet, dessen sind wir gewiß, wenn der Name Henrik Ibsen unser Ohr trifft.

Henrik Ibsen ist der erste Dramatiker, der sich aus dem Bann der antiken Tragödie und namentlich aus dem gewaltigen Machtbereich des großen Briten zu einer ganzen, vollen Eigenheit empor gerungen hat.

Goethe und Schiller haben es trotz ihrer sonstigen Größe nicht vermocht, sich auf dem Gebiet des Dramas ganz dem Einfluß jener Vorbilder zu entziehen. Während

sie namentlich die Einwirkung der Antike erkennen lassen, weht uns aus den Werken Kleists und des reifsten unter den sogenannten Kraftdramatikern, Hebbel, noch recht fühlbar der Geist Shakespeares entgegen.

Henrik Ibsen war es vorbehalten, die Tragik unserer Zeit in tiefster Weise zu erfassen und zu verkörpern, und uns so das neue Drama zu schenken.

Wie Shakespeare mit seinen Jugendwerken durchaus im Rahmen der Dramatik seiner Zeit blieb und nur allmählich zur weltgeschichtlichen Bedeutung sich emporhob, so sehen wir auch Ibsen im Beginn seiner Laufbahn noch ganz unter dem Einfluß Shakespeares. Selbst das gewaltigste der Dramen seiner ersten Periode: Die Kronprätendenten, so groß sein Wurf und so mächtig seine Wirkung ist, kann nur Anspruch auf den Rang eines in Shakespearescher Art geschriebenen Werkes machen, obwohl es schon in vielen Punkten, namentlich in der durchaus modernem Denken entsprungenen Idee, die eigentlich nur in Shakespearesche Gewänder gehüllt ist, den gewaltigen Neuerer ahnen läßt.

Die Komödie der Liebe leitete zum späteren Ibsen, zum Selbst-Ibsen über, der dann in den tiefsinnigen dramatischen Gedichten Brand und Per Gynt sich imponierend offenbarte, in dem welthistorischen Schauspiel Kaiser und Galiläer noch einmal ein wenig vom Wege abirrte und endlich in den modernen Gesellschafts-Dramen seine ganze Eigenheit, unberückt von jeglichem Einfluß sich ausgeben ließ.

Daß er in den Augen derjenigen, die noch immer ihren Schiller nicht verdaut haben, und die eine Dichterpersönlichkeit wie Hebbel ungefähr ganz übersehen oder doch nur als Kuriosität beachtenswert finden konnten, daß er in deren Augen eigentlich von Stufe zu Stufe gesunken ist, kann wohl nicht auffallen; denn es gehört

mehr als das sorgfältige Auswendiglernen und Anwenden überkommener Ideen dazu, ein dichterisches Genie, das immer als Neuerer auftreten wird, zu begreifen oder gar zu schätzen.

Ebensowenig kann es verwunderlich sein, daß die Ibsenschen Gesellschaftsdramen, trotzdem gerade sie die deutsche Dramatik überhaupt erst wieder zu neuem Leben entfacht haben, nur selten bei uns aufgeführt und dann fast jedesmal von dem Publikum sowohl wie von der hochweisen Kritik, trotz großmütiger Anerkennung eines gewissen Talentes, abgelehnt werden, abgelehnt von denselben Leuten, die über die Mätzchen eines Sudermann in Entzücken geraten, wenn ihnen nicht sogar schon dieser „Realismus" ein moralisches Entsetzen abnötigt.

Die ganze Erscheinung des großen Norwegers paßt ebenso wenig in die Gesetze einer erstarrten Moral, wie in das Geschachtel einer getreulich memorierten Ästhetik, und darum: „Kreuzige ihn!" — An der Ibsenkritik kann man lernen, die ganze Ästhetik zu hassen, die stets auf hölzernen Stelzen dem Künstler nachhumpelt, der mit leicht beschwingten Füßen weit voraus geeilt ist, und die auf jeden zornerbebend schaut, der seinem Genius folgend eigene und neue Wege wandelt und ihre mühsam erworbene Wegkenntnis in Verwirrung bringt. All die Erfahrungen, die sie sorgfältig aus den Werken der Alten heraus getüftelt hat, flickt sie zu starren Gesetzen zusammen, die sie immer wieder und wieder den Jungen als Hindernisse in den Weg wirft. Und die Menge, dieser ewigblinde große Haufen, den sie am Narrenseile der Gewohnheit hinter sich her zieht, gerät mit ihr in Entrüstung und schmäht die Frevler, die es wagen, abseits zu gehen.

Da stehen sie denn, diese Spießbürger der Kritik

und des Publikums, und finden die Charaktere Ibsens nicht nur ungewöhnlich, sondern geradezu unmöglich. „Eine Hedda Gabler, eine Rebekka und eine Nora giebt es eben nicht!“ Und damit ist der unbequeme Neuerer beseitigt. Die guten Seelen finden eben nur die Charaktere als möglich, denen sie bislang auf der Bühne begegnet sind. Das Leben selbst spielt in dieser Beziehung keine Rolle, weil sie kein Auge haben, es anders zu erfassen, als es ihre Schuldichter vorschreiben.

Und selbst diejenigen, die von der Gewalt des Dichtergeistes ergriffen den nordischen Meister bestaunen, bewundern in vielen Fällen so gründlich daneben, daß man allmächtig sein möchte, um den Dichter und seine Werke einzukapseln und sie einem verständigeren Jahrhundert aufzubewahren.

Man muß nur die naive Freude sehen, mit der einzelne Parteien Ibsen für sich in Beschlag zu nehmen pflegen, oder den kindlich frommen Glauben an die Helden des Meisters. Wie wenig Augen sehen den namentlich in seinen letzten Werken fast überall wiederkehrenden Zwiespalt zwischen den Worten und Handlungen seiner Personen, der gerade für Ibsen so charakteristisch ist und zur Erkenntnis seiner Werke den besten Schlüssel liefert, wie wenig Ohren vernehmen den feinen Klang der Ironie, der so manche seiner Gestalten umzittert.

Selbst ein Werk wie Nora, das doch in seinem Stoff — der mir fast zu banal ist — durch die Bewegung der Frauenfrage bei uns Deutschen einigermaßen auf Verständnis rechnen dürfte, das zudem so klar und übersichtlich aufgebaut ist, erregt nichts als Widerspruch. Ja, es kann den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, das umstrittenste von allen Dramen Ibsens vorzustellen, vielleicht auch genießt es den Vorzug, das zu sein; denn über Hamlet sowohl

wie über Faust disputierend sollen ja noch heutzutage einige Dutzend Professoren ihr Brot verdienen.

Man könnte sich also wohl eigentlich freuen, wenn „Nora" der Gegenstand heftigster litterarischer Fehden ist. Aber die Freude wird einem bald vergällt, wenn man die kindlich naive Unschuld und den hochmütigen, in Grund und Boden verdammenden Zorn sieht, mit dem Unberufene an den einzelnen Steinen dieses mächtigen Bauwerks ihre Zähne ausnagen, ohne zu ahnen, welcher Art das Gebäude ist, ohne zu ahnen, mit wie viel Tiefsinn und Überlegung die ihnen verborgen bleibenden Fundamente gelegt sind, mit wie viel Schönheit die bezaubernde Pracht des Innern ausgestattet ist, und zu welcher stolzen, himmelanstrebenden Höhe des Idealismus die Spitze des Turmes sich in die Lüfte erhebt. — Da wimmelt es von „Fäulnis", „unheilbarem Pessimismus", „Doppelnatur", „Krankenhaus" und „Irrenanstalt", von „Balancieren psychiatrischer Probleme auf Nadelspitzen", von „unlogischer Charakterentwickelung", von „Beweisenwollen", von „Unmoralität" und dergleichen vor ihren Augen, und keins dieser Nagetierchen ahnt, daß alles das nur von ihren Zähnen an den Steinen hängen geblieben ist.

Ein Vorwurf wird zu oft erhoben, als daß es sich nicht lohnte, demselben einmal volle Aufmerksamkeit und endgültige Abweisung zuteil werden zu lassen. Es ist der der „Doppelnatur", der Vorwurf, daß Ibsen, um seinen eigenen Reden am Schlusse des Dramas freien Lauf lassen zu können, seine so herzliche und angenehme Nora im letzten Akt hinauswerfe und eine undenkbare, abrechnende Person ihre Stelle einnehmen lasse.

Indem ich den Versuch unternehme, diese oft nachgesprochene, fast zur Voraussetzung gewordene Be-

hauptung einmal gründlich zu widerlegen, bin ich mir dessen wohl bewußt, daß der Grund für diese falsche Anschauung nicht etwa in einem Mißverstehen, sondern in vollständigem Nichtverstehen zu suchen ist. Die Ursache dieses Nichtverstehens glaube ich darin zu erkennen, daß über Nora viel mehr hin und her als aus der Sache heraus geredet wird.

Deshalb erblicke ich den einzigen Weg zur Erreichung meines gesetzten Zieles in der Entwickelung des Nora-Charakters von ihrer ersten Jugend an. Ich werde im folgenden eine Lebensgeschichte dieser „lästigen Person" bis zu ihrer Trennung von Helmer geben, und zwar in der Weise, daß ich selbstverständlich keinen Zug hinzufüge, der nicht aus dem Drama hervorgeht. Auf der anderen Seite fehlt mir natürlich an dieser Stelle der Raum, auch nur annähernd all die wundervollen Einzelheiten des Werkes zu berücksichtigen. Trotzdem hoffe ich durch diese nur in großen Zügen gegebene Lebensgeschichte ein so klares Bild des Nora-Charakters zu zeichnen, daß kein Irrtum mehr möglich sein wird.

---

In irgend einem Winkel des Landes lebt ein königlicher Beamter. Lange Jahre hat er seine Stellung schon verwaltet und sich in derselben das Vertrauen seiner Behörde erworben. Einzelne Stimmen, die an seiner Amtsführung etwas auszusetzen haben, wagen sich nicht recht an die Öffentlichkeit. Der Mann ist persönlich zu liebenswürdig, als daß er erbitterte Feinde haben könnte, außer einigen, deren Unwillen er erregt, weil er zu wenig Religion und zu wenig Moral hat. Er ist einer von den Menschen, die die glückliche Gabe haben, wie große Kinder ihr Dasein zu durchwandern. Er liebt fröhliche Unterhaltung, guten Wein

und dergleichen und giebt sich naiv genießend dem Leben hin.

Seine Frau stirbt jung und hinterläßt ihm eine Tochter, die er auf den Namen Nora taufen läßt. Auf sie überträgt sich die ganze Liebe des Vereinsamten. Er mag sie nicht von sich geben und dingt ihr eine Amme. Marianne, so heißt sie, ist froh darüber, daß sie, der doch nach ihrem Unglück nichts in Aussicht zu stehen schien, als Elend und Entbehrung, noch eine so gute Stelle erhalten hat. Ihr Herz ist voller Dankbarkeit gegen das Haus, und der Gegenstand, an dem sie abtragen kann, ist Nora. Zudem denkt sie zu wenig nach, um das Schmachvolle ihrer Lage zu empfinden. So überträgt sie denn bald ihre mütterlichen Gefühle, die nun doch einmal geweckt sind, auf das kleine mutterlose Wesen, zu dem sie im übrigen schon das Mitleid zieht.

Also beide Personen, denen Noras erste Erziehung anvertraut ist, sind voller Liebe zu ihr, und diese Liebe wird um so größer, je mehr Nora heranwächst; denn immer inniger gewöhnen sich beide an das kleine putzige Wesen, das so herzerquickend lachen und so erfrischend plappern kann. Beide werden an ihm wieder Kinder und tanzen und hüpfen mit ihm in der Stube umher. Selbstverständlich findet der kleine Wildfang daran sein Vergnügen. — Selbst, als Nora allmählich heranwächst, verlernt sie das Springen und Tanzen nicht. Sie merkt es bald, daß beide dann am lustigsten sind, wenn sie so mit ihr tollen; und lustig möchte sie Marianne sowohl wie ihren Vater sehen; denn aus der innigen Liebe jener ist längst auch in ihr eine herzliche Liebe zu beiden erwacht. Sie dürfen nicht traurig, ja nicht einmal ernst sein, sondern müssen heiter und fröhlich in die Welt schauen,

so heiter und fröhlich, wie alles rings umher; denn daß es auch Ernst giebt, einen bitteren Ernst des Lebens, davon weiß sie nichts. Sie tanzt und hüpft so possierlich und schwatzt und lacht so eindringlich, daß die Alten endlich mit ihr umherspringen, sie glücklich auf den Schoß nehmen und „ihrem lieben kleinen Püppchen“ kosend die goldenen Locken streicheln.

Der Vater neigt allmählich zum Ernst. Er hat es in seinem Amt gehalten wie in seinem Leben, und nun zeigen sich schon hie und da die Folgen: kleine Verdrießlichkeiten, die ihn aus der Stimmung reißen. Da muß denn Nora mehr als sonst tanzen und lachen, um ihn aufzuheitern. Und doch will es ihr nicht immer gelingen. Er bleibt ernst; ja er fängt dann und wann aus seiner ärgerlichen Stimmung an zu tadeln, zu „bemoralisieren.“ Da wird's ihr denn häufig zu traurig, und sie stiehlt sich hinunter in die Mädchenstube, wo man ihren Tollheiten ein offenes Herz entgegenbringt, und wo man vor allen Dingen so herzlich vergnügt ist; denn vergnügt, glücklich muß alles um sie herum sein, sonst ist sie es auch nicht. —

So wächst Nora heran, in der Hauptsache ganz sich selbst und ihrer natürlichen Anlage überlassen. Und als sie endlich in eine Pension kommt, ist ihr Wesen schon zu sehr in sich gefestigt, als daß viel an ihr geändert werden könnte. Sie bleibt das natürliche, überall seinen Impulsen sich ganz hingebende warmherzige Mädchen, das noch immer tanzt und singt, als wäre die ganze Welt eine Spielstube, und das sich nicht darum bekümmert, wenn seine Mitschülerinnen, die zum Teil schon sehr vernünftig sind, es leichtsinnig und verschwenderisch schelten. —

Die Pensionszeit ist vorüber, und Nora flattert zurück ins Elternhaus. Dort ist es düsterer geworden, seit-

dem sie es verließ. Die Angriffe auf den Vater haben sich gemehrt. Dazu ist er so lange allein gewesen, und die Einsamkeit hat ihn trüben Stimmungen zugänglicher als sonst gemacht. Nora thut alles, um ihn aufzuheitern; denn gerade ihn, ihren Vater, an dem sie mit ganzer Liebe hängt, kann sie nicht traurig sehen.

Aus der Welt da draußen hat sie einiges mitgebracht, zu dem ihr manches im Elternhause nicht passen will. Im Anfang macht sie auch durchaus keinen Hehl daraus. Aber der Vater ist so verstimmt, daß er überall Angriffe wittert und keinerlei Einwände mehr vertragen kann. Nora fühlt das bald und schweigt. Sie darf doch ihren Vater nicht noch mehr verdrießlich machen, sie muß ihn aufheitern um jeden Preis; und auf diese Weise gewöhnt sie sich daran, so mit ihm zu sprechen, wie er es gern hat.

Es vergehen einige Jahre. Nora ist fast erwachsen, aber sie bleibt, was sie war, die erhellende Sonne des Hauses.

Dann brechen aufregende Tage herein. Die Zeitungen greifen plötzlich den Vater heftig an. Nora sieht, wie es ihn noch mehr verdüstert, und kann doch nichts thun, ihm zu helfen. Aber wenn irgend ein Helfer käme! Wie froh und glücklich würde sie sein, und wie würde sie ihm danken!

Der Retter kommt. Die Regierung sendet den Assessor Helmer zur Untersuchung der Angelegenheit. — Helmer ist Pflichtmensch, und zwar einer von denen, die zu sehr Durchschnittsnaturen sind, um von selbst auf Abwege zu geraten, und die, weil ihnen die Verhältnisse auch nicht ungünstig waren, immer hübsch im Geleise geblieben sind. Er thut seine Pflicht, weil „man“ das muß, weil es Sitte ist, weil die andern Menschen mit Fingern auf ihn zeigen würden, wenn er sie nicht thäte.

Helmer sieht Nora. Und Nora ist jung; Nora ist schön, sehr schön; Nora ist lebhaft; Nora ist Feuer, ist „Rasse“, wie irgend ein leichtsinniger Studienfreund sich ausdrücken würde. Ihre sprudelnde Art zu sprechen, ihre quellfrische Natürlichkeit fallen zündend in sein Herz. Nur wenige Tage, und er liebt sie mit heißer Leidenschaft. — Nun aber der Vater! — Die Führung seines Amtes ist sehr angreifbar. Manche, viele der gegen ihn eingelaufenen Klagen sind begründet. Wenn er alles ans Licht bringt, was er wahrgenommen hat, wird der Mann abgesetzt. Und dann? — Dann ist es mit seiner Hoffnung auf Nora vorbei. Aber er muß sie haben, um jeden Preis. Er ist in der dichterisch so viel besungenen Lage der unglücklich Liebenden, die nicht leben können, wenn der Gegenstand ihrer heißen Leidenschaft nicht erreichbar ist, mit anderen Worten, wenn sie nicht erhalten, was sie nun einmal gerne hätten.

Der Schluß ist, daß Helmer etwas durch die Finger sieht. Der Bericht fällt durchaus nicht ungünstig aus. Nora merkt das Wohlwollen gegen den Vater und ist von Herzen dankbar. Und da sie immer nur groß und ganz fühlt, in jedes Gefühl ihre Persönlichkeit legt, da Helmer nicht häßlich ist und ihr eine starke Neigung zeigt, ist es ihm ein Leichtes, ihr Dankgefühl in ein anderes umzuwandeln. Nora liebt Helmer. Sie wird seine Braut und seine Frau. —

Der große Rausch gesunder Naturen, die zum erstenmale Befriedigung ihres mächtigsten Triebes finden, die nun endlich das werden, wonach der jugendstarke Körper sich lange sehnte, ist vorüber; und nun muß es sich zeigen, ob die beiden Teile sich ineinander nicht getäuscht haben. Es scheint nicht so. Nora ist glücklich, bleibt glücklich; denn sie liebt Helmer, nicht im

Taumel der Leidenschaft, sondern in der wahren, großen Liebe, die sich selbst nichts ist, die nur immer in dem Glück des andern ihre Befriedigung findet. Felsenfest ist ihre Liebe, um so mehr, als sie sich heiß und tief wiedergeliebt fühlt. Zwar zeigt sich Robert dann und wann ein wenig anders, als ihr Empfinden voraussetzt. Aber sie achtet das nicht. In seinem Herzen, das ist ihr fester Glaube, lebt sie warm und groß, die echte Liebe. Sie weiß es ja vom Vater, der sie auch trotz seiner häufigen Verstimmung so herzlich liebte, weiß es auch von sich selbst, daß das Äußerliche ganz anders ist als das, was die Seele im tiefen Grunde birgt. Auch sie ist ja nicht das nur, was sie scheint, es ist ihr ernster mit ihrem Gefühl, als es ihr Tanzen und Singen zeigt. Sie sieht, wie Helmer sich müht, wie er Sorgen hat und verstimmt ist, sie weiß aber auch, daß er sie gerade so am liebsten sieht, wie ihr Vater sie auch so gern hatte: wenn sie tanzt und singt. Und darum tanzt und singt, zwitschert und flattert sie wie früher; denn froh und glücklich muß Robert sein.

Und Helmer ist auch glücklich. Ihm genügt ihre Schönheit und ihre quellfrische Natürlichkeit vollkommen. Mit ihr über seinen Beruf, über seine Geschäfte oder andere ernste Dinge zu reden, kommt ihm nicht in den Sinn. Warum auch? Sie würde durch manches vielleicht verstimmt werden und traurig das lockige Köpfchen und die jetzt so lustigen Flügel hängen lassen, und das wäre nur wieder ärgerlich; denn dann würde sie ihn gewiß nicht mehr aufheitern und auffrischen können, und das ist doch ihr Zweck. —

So gestaltet sich im ersten Jahre die Ehe Noras. Sie wäre vielleicht auch eine sogenannte glückliche geblieben, wenn nicht ein unglückliches — oder vielmehr glückliches — Ereignis Noras von Haus aus reich

beanlagte, einheitliche und große Natur, die sonst Gefahr gelaufen wäre, allmählich zu versanden, zur Entfaltung gebracht hätte.

Robert wird krank, schwer krank. „Nach Italien!“ sagen die Ärzte und zucken mit den Achseln. „Sonst —!“ — Nora versteht, und nun zeigt sich zum erstenmale eine Gelegenheit, in der sich ihr Wesen groß und frei entwickeln kann. — Robert muß nach Italien! Das ist ihr Ziel, und in der Erreichung dieses Zieles giebt es für sie kein Hindernis, das nicht beseitigt werden könnte. — Es ist kein Geld da. An ihren Vater darf sie sich nicht wenden. Er ist krank, und zudem zweifelt sie daran, ob er überhaupt helfen kann. Es muß also geliehen werden. Selbstverständlich vermag sie das nicht. Robert muß es thun. Aber wie es ihm beibringen? — Daß es seinetwegen geschieht, darf sie ihm nicht sagen; denn er darf ja nicht wissen, wie es um ihn steht. Zudem thut man für sich selbst so etwas nicht, das sagt ihr das natürliche Empfinden, aber für einen, den man liebt. Ihretwegen wird er es thun, denn sie liebt er ja. Sie schützt sich also selbst vor, sie erinnert ihn an ihren Zustand, sie weint und fleht: aber er bleibt unerbittlich, ja er schilt sie sogar; Launen und „Capricen“ nennt er ihre Bitten. Das Wort fällt ihr hart in die Seele, so hart, daß sie es nach sieben Jahren ihrer Freundin Christine noch wiederholen kann. Doch in ihrem Vorhaben wird sie durch ein solches Sandkörnchen im Meer der Liebe nicht erschüttert. Nur das hat sie eingesehen, daß auf diese Weise kein Geld zu erlangen ist.

Nun schlägt sie einen andern Weg ein; denn gerettet muß Robert werden, wenn auch gegen seinen Willen. Sie geht zu Günther, der sich mit solchen Sachen befaßt. Er will ihr das Geld leihen, aber

nur, trotz aller Bitten, dann, wenn ihr Vater Bürge wird. Wie kann sie dem aber augenblicklich etwas davon sagen? Er liegt ja sterbenskrank darnieder und darf es nicht erfahren, daß seine einzige Tochter vielleicht vor einer sehr dunklen Zukunft steht. Die Reise aufzugeben ist auch unmöglich. Da bleibt nur ein Ausweg übrig. Sie nimmt den Schein mit nach Hause und setzt ihres Vaters Unterschrift selbst darunter. Natürlich kann sie nicht das Datum desselben Tages darunter setzen. Dann würde Günther es merken. Sie schreibt also aufs Geratewohl einen der folgenden Tage. Sofort darf sie das Dokument nicht zurückbringen. Es muß aussehen, als hätte sie es ihrem Vater zugeschickt. Fünf oder sechs Tage bleibt der Schein liegen.

Unterdessen bricht das Schwerste für sie herein. Der Vater stirbt. Sie darf nicht zu ihm eilen. Robert muß gepflegt werden — und dann ihr eigener Zustand! — Es bedarf ihrer ganzen Kraft, damit sie nicht unter all dem zusammenbricht. Doch sie muß stark bleiben. Von ihr hängt jetzt alles ab. — Noch einige Tage wartet sie, und dann bringt sie den Schein mit der gefälschten Unterschrift zu Günther; nicht mit dem bangen Zagen eines Menschen, der sich schuldig fühlt, sondern in dem stolzen Bewußtsein einer guten That. Daß die Gesetze etwas dagegen haben könnten, kommt ihr nicht in den Sinn. Ihre Handlungsweise ist ihr gut, folglich muß sie überhaupt, also auch vor dem Gesetz, gut sein.

Sie erhält das Geld, und bald reist sie mit Robert nach Italien. Es ist eine wunderschöne Reise. So viel Schönes und Herrliches giebt es zu sehen, und vor allem: ihrem Robert wird das Leben gerettet, und sie ist es, die alles gethan hat. Das ist das

Größte und Höchste, was ihr bis jetzt begegnet ist. Robert darf natürlich nichts wissen, bis sie alles bezahlt hat. Dann aber will sie vor ihn hintreten voll freudigem Stolz und ihm ihr herrliches Geheimnis enthüllen, und dann soll er ganz erkennen, daß sie seiner großen und tiefen Liebe wahrhaft würdig ist. —

Ohne daß sie es ahnt, wird dieses Geheimnis, das sie nun sieben lange Jahre mit sich herumtragen muß, die sichere Stütze, an der sich ihre Natur emporrankt.

Am Anfang jedes Quartals muß sie Zinsen bezahlen und außerdem an der Schuld abtragen. Sie, die nie gelernt hat, mit Geld umzugehen, muß sparen, muß sich zwingen, zu rechnen, sich selbst so bedürfnislos wie möglich zu machen, muß auf alle denkbare Weise Geld herbeizuschaffen suchen. Sie macht Handarbeiten und verkauft dieselben; sie ist sogar so glücklich, für eine Zeitung einen Roman übersetzen zu können. Fortwährend also treten Anforderungen an sie heran, die eine hochgespannte Energie voraussetzen.

In ihrer naiv-heldenhaften, geradezu genialen Art, die nicht nach den Folgen fragte, hat sie den Schritt gethan, und nun, da eins nach dem andern kommt und ihr erschwerend entgegentritt, muß sie es überwinden. Und sie überwindet es von Jahr zu Jahr besser. Noch mehr: sie nimmt alle Vorwürfe Roberts wegen ihrer Verschwendung, ihrer Unfähigkeit mit Geld umzugehen, ruhig entgegen. Nichts ist imstande, ihr das Geheimnis zu entreißen; denn immer mächtiger, immer siegender wird in ihr die Hoffnung, das Vertrauen, die Freude auf das Wunderbare. Der allgemein menschliche Zug, die Sehnsucht nach dem inneren Einklang, nimmt allmählich in ihr eine ganz besondere Form an. Sie empfindet, je mehr sie in sich selbst wächst, den Kontrast zwischen dem, was sie

ist, was in ihr lebt, und dem, wie Helmer sie glaubt, sie behandelt. Und leise, unmerklich fast, wie ein treibender Keim im ersten Frühling, wird die Sehnsucht nach einer Änderung in ihr wach, die Sehnsucht nach einem anderen Leben, in dem sie nicht mehr diesen Zwiespalt spürt. Einst, wenn sie Robert ihr Geheimnis enthüllen darf, in dieser schönsten Stunde ihres Lebens wird es kommen, was sie herbeisehnt, ohne es zu kennen. In all ihren Fasern fühlt sie, daß es etwas Schönes und Großartiges sein muß, etwas, das ihr aus den jetzigen Verhältnissen heraus als das Wunderbare erscheint, trotzdem es in Wirklichkeit das Natürliche ist.

So sieht sie mit gläubigem Hoffen von Jahr zu Jahr der herrlichen und ihr doch so unerklärlichen Änderung entgegen. Je mehr sich das Bewußtsein ihres Wertes hebt — und das geschieht durch ihr Geheimnis —, desto stärker wird auch ihr Drang nach einem Gegensatz zu all dem Kleinlichen. „Sind Sie verrückt?“ fragt Dr. Rank, und auch Christine erschrickt, als sie von der sonderbaren Sehnsucht Noras hören, einmal so recht von Herzen „Himmeldonnerwetter“ zu rufen. Sie ahnen ja nichts von ihrem Herzenszustande und können deshalb auch nicht den Kontrast, der in diesem Fluche aus Noras Munde zu all ihren jetzigen Verhältnissen liegen würde, mitempfinden und mitherbeisehnen. Ebensowenig verstehen sie etwas von dem heimlichen Vergnügen, das ihr das Makronennaschen bereitet; denn sie wissen ja nichts von dem wohligen Reiz, der darin liegt, daß Robert sie fälschlicherweise für eine Verschwenderin hält, daß er in das Konto ihrer Näschereien all das Geld registriert, das sie doch zu ganz anderen Zwecken gebraucht.

Daß bei alledem das Verhältnis zwischen ihr und

Robert immer mehr auf schwankende Grundlagen gestellt wird, daß sich immermehr die Lüge zwischen sie einnistet und das Wunderbare, auf das sie hofft, immer fraglicher wird, ahnt sie nicht. Und Robert in seiner Selbstsucht macht auch nicht den geringsten Versuch, mit seiner Frau in ein anderes Verhältnis zu kommen, als das eines Kindes zu seiner Puppe. So wird bei aller Sehnsucht Noras nach dem Wunderbaren, eben weil sie nicht weiß und auch infolge ihrer Erziehung und ihrer Lebenslage nicht wissen kann, was es ist, das Haus Helmers mehr als je ein Puppenheim.

Im Laufe der Jahre lernt Nora einen Mann kennen, der auf ihre Entwickelung nicht ohne Einfluß bleibt: Dr. Rank. Er ist ein Freund Helmers und kommt mit der Zeit Tag für Tag, um etwas zu plaudern. Er, der Todeskandidat, der eines anderen Schuld abbüßend sein unabwendbares Ende vor Augen hat, fühlt sich aus dem heißen Drang zum Leben mächtig zu dieser Frau hingezogen, die nun der höchsten Blüte ihres Alters sich nähert und in jedem Zoll gesundes, überquellendes Leben darstellt.

Auch Nora unterhält sich gern mit ihm, fast lieber als mit Robert. Warum? — Sie hat darüber nachgedacht, ist aber zu keinem Resultat gekommen, weil sie nicht zu denken versteht, wenigstens nicht Schritt für Schritt. Vor der Einsicht, daß man den einen liebt und mit dem andern gern plaudert, bleibt sie stehen. Unschuldigerweise spricht sie damit das Wort aus, mit dem das Falsche ihres Verhältnisses zu Robert vollständig bezeichnet ist. Eben weil sie mit Helmer nicht über ernste Dinge sprechen darf, weil er schon eifersüchtig wird, wenn sie nur von ihren Lieben zu Hause redet, muß sie zu einem andern Menschen gehen, wenn sie einmal mehr sein will als eine Puppe.

Das Herbeischaffen der Quartalszinsen macht ihr von Jahr zu Jahr größere Sorgen; denn die Kinder wachsen heran und mit ihnen die Ausgaben. Da kommt sie denn heißer und häufiger über sie, die Sehnsucht nach dem Wunderbaren; und diese Sehnsucht gebiert gar oft in stillen Dämmerstunden, wenn der Geist sich zu gaukelnden Flügen emporhebt, die lockendsten Bilder. Sie träumt dann wohl, daß alles, was sie hindert und beengt, ein Ende habe, und zwar auf die wunderlichste Weise: Ein alter Herr, der sich in sie verliebt habe, vermache ihr plötzlich sein ganzes Vermögen, so daß sie mit einem Schlage aus aller Not heraus sei.

Aber dieser alte reiche Herr ist leider gar nicht vorhanden, wenn auch das jüngere Urbild, nach dem ihr Geist halb unbewußt geschaffen hat, täglich im Hause verkehrt.

Doch endlich, endlich naht der große Tag, an dem das alles nicht mehr nötig ist. Robert, dem es bis jetzt als Rechtsanwalt nicht besonders ergangen ist, wird Direktor einer Aktienbank. Als solcher bezieht er ein so hohes Gehalt, daß bald alles Sparen aufhören wird, weil Nora mit Leichtigkeit den Rest bezahlen kann.

Und dann wird das Wunderbare kommen. —

Das Weihnachtsfest des achten Jahres ihrer Ehe rückt heran, und dieses Weihnachtsfest bringt die Lösung für den hochgespannten Zustand der Frau Helmer.

Christine, ihre Freundin, bekommt durch Noras Vermittelung eine Stelle bei der Aktienbank. Das ist die äußere Veranlassung zu Günthers Entlassung. Weil diesem sein Amt ein Mittel ist, durch welches er sich wieder emporarbeiten will zum geachteten Mitglied der Gesellschaft, strengt er sich aufs höchste an, es zu behalten. Und in diesem Kampfe hat er

eine gefährliche Waffe zur Hand: die Unterschrift der Bürgschaft, die er durch das unmögliche Datum als gefälscht erkannt hat. Nora, weit entfernt davon, kleinlich zu leugnen in dieser Sache, giebt ihm unumwunden die Fälschung zu. Daß sie damit etwas Böses begangen hätte, glaubt sie ja nicht. Nur das ist ihr entsetzlich, daß ihr schönes Geheimnis, ihr Stolz, nun auf so gemeine und plumpe Art verraten werden soll. Sie ahnt und fühlt, daß das Wunderbare dadurch Schaden leiden wird.

Günther geht drohend, und Nora bleibt mit der Gewißheit zurück, daß er imstande ist, seine Drohung wahr zu machen. Und darum darf Günther nicht entlassen werden, sie muß Robert umstimmen. So brutal soll ihr Heiligtum, ihr Geheimnis nicht ans Licht gezerrt werden. Das ist der einzige Grund, der sie zum Handeln treibt. Daß bei ihrer That etwas Schlimmes ist, etwas, das Robert ohne weiteres verdammen würde, glaubt sie auch jetzt noch nicht. Doch hat Günther ihr den Gedanken aufgedrängt, und sie wird ihn nicht mehr los. Es wäre zu entsetzlich, wenn ihr Thun doch straffällig wäre, nicht ihret-, sondern Roberts wegen, der so streng die Gesetze achtet, der so sehr alles Pflichtwidrige haßt.

Helmer kommt. In der Art, wie Nora die beschlossene Absetzung Günthers rückgängig zu machen versucht, zeigt sich, wie sehr ihrer an sich so großen und geraden Natur durch Erziehung und das Verhältnis mit Robert äußerlich allerlei Kleines und Unschönes sich angehängt hat. Sie schmeichelt, sie heuchelt und wagt es nicht gerade heraus zu sagen, was sie wünscht. Robert darf nur ja nicht verstimmt werden, um keinen Preis. Sein Singvögelchen muß ihm auch dann Freude machen, wenn es etwas von ihm will.

Als Nora dann endlich doch das Gespräch auf Günther bringt, nimmt dasselbe einen anderen Gang, als sie eigentlich erwartet hat. Doch geht sie gierig darauf ein; giebt es ihr doch die Möglichkeit, zu erfahren, ob ihre That wirklich etwas Straffälliges war. Und nun hört sie das, was ihre zukunftsfrohe Seele kalt und grausam in das Meer der Unruhe hinauswirft. Die That ist vor dem Gesetz strafbar und wird von Robert scharf verurteilt, noch mehr aber die Art und Weise, wie Günther das gleiche Vergehen damals verheimlichte. Die Lüge, die Maske, das sei das Schrecklichste, namentlich den Kindern gegenüber, die durch jeden Atemzug in einem solchen Dunstkreis von Lüge den Keim zu etwas Bösem in sich aufnähmen.

Entsetzlich schwer fällt es in Noras Seele. Auch sie lügt, muß ja lügen. Und noch immer ist Robert mit all dem Schrecklichen nicht zu Ende. Die Mütter namentlich seien es, deren Lügen den Kindern so gefährlich würden. Fast alle früh verdorbenen Menschen hätten lügenhafte Mütter gehabt. — Nora ist es, als würde ihr plötzlich der Grund, auf dem sie bislang gestanden hat, unter den Füßen hinweggezogen. Und als Robert noch hinzufügt, daß er in der Nähe solcher Leute geradezu ein körperliches Unbehagen empfinde, da legt es sich schwül und schwer auf ihr Herz. Hastig tritt sie zur Seite und kann nichts weiter hervorbringen als: „Wie warm es hier ist. Und ich habe noch so viel zu thun!“

Helmer geht, und Nora bleibt allein mit dem Aufruhr ihrer Seele. Sie kann es nicht glauben, es muß anders sein, als Robert sagt. Und doch, als Marianne die Kinder zu ihr hereinschicken will, überfällt sie ein entsetzlicher Schrecken. Angstvoll wehrt sie ab. — Dann aber nach kurzem, heftigem Kampf behält noch einmal

ihre kräftige, selbstbewußte Natur den Sieg. „Ich meine Kinder verderben? — Das ist nicht wahr! Das ist nie und nimmermehr wahr!“ — —

Aber die Bedenken sind nun einmal in Noras Seele geweckt und lassen sie nicht mehr los. Immer wieder kehren sie zurück mit immer größerer Gewalt.

Sie denkt an Dr. Rank, ihren Hausfreund. Auch der büßt ja die Sünden seines Vaters. Es giebt also etwas Derartiges. Mehr und mehr beginnt sie sich mit dem Gedanken der Trennung von ihren Kindern zu befassen.

Ob sie bei Marianne gut aufgehoben wären, wenn sie ginge? — Ja, ganz gewiß. Marianne ist ihr eine gute Mutter gewesen, sie wird es auch ihren Kindern sein. — Wenn sie nur so ganz geheim gehen könnte! — Aber es liegt doch noch zu viel des Schrecklichen für sie in diesem Gedanken. „Fort mit der Sache, fort damit! — Nur nicht denken!“ —

Christine, der sie vertraut hat, daß das Geld zur Reise nicht von ihrem Vater, sondern geliehen war, nimmt Dr. Rank als den Wohlthäter an. Sie findet aus diesem Grunde in dessen Verkehr mit Nora etwas Ungehöriges und stellt ihre Freundin zur Rede. Dadurch werden Noras Gedanken von neuem auf Dr. Rank gelenkt. Der muß helfen, wenn es nicht anders geht; denn auskommen darf ihr Geheimnis, jetzt nachdem sie erfahren hat, wie strafbar in Roberts Augen ihre That war, um keinen Preis.

Aber noch einmal will sie Helmer herzlich und mit aller Innigkeit bitten, Günther die Stelle zu lassen. Dann bezahlt sie und bekommt den Schuldschein zurück. Sie kann ihn zerreißen, und das drohende Gespenst ist vernichtet.

Sie bittet und — erhält ein Nein. Ein Nein

auf ihre innige Bitte, von deren Erfüllung so ungeheuer viel abhängt. Und der letzte Grund? Weil Helmer durch Günther in seiner persönlichen Eitelkeit verletzt wird, weil jener ihn auch jetzt noch wie früher mit „du“ anredet, ihn, den Direktor, dessen Angestellter er ist. Der Tragweite seiner Entscheidung gegenüber muß Nora dieser Grund kleinlich erscheinen. Sie sagt ihm das auch, ohne zu ahnen, daß sie gerade dadurch ihn, der ja in Wirklichkeit so sehr kleinlich und peinlich ist, nun erst recht verletzt. — „Kleinlich? — Ach so!“ Kurz und heftig stößt er die Worte hervor und ruft die Magd, um Günther seine Entlassung sofort zu schicken.

„Hol den Brief zurück, Robert!“

Ihre Angst aber ist nur eine neue Beleidigung für ihn, die er nur vergiebt, weil er einen Beweis ihrer großen Liebe zu ihm darin erkennt.

„Mag da kommen, was will! — Du sollst sehen, ich bin stark genug, alles zu tragen!“ ruft er voll Pathos und schließt sie in seine Arme.

„Alles?“ fragt Nora voller Schrecken. — „Das sollst du nie und nimmer!“

„Nun solltest du die Tarantella üben!“ Mit diesem Rat verläßt Robert Nora, die so wenig sein Weib ist, daß er den Sturm in ihrem Innern gar nicht merkt.

Und Nora, verstört vor Angst, steht wie angewurzelt: „Das that er? Er that es trotz allem und allem? — — Rettung! — Ein Ausweg!“ Es muß einen Ausweg geben!

In dem Augenblicke klingelt Dr. Rank. Da ist die Rettung, die einzige Rettung. Sie geht in den Flur und holt ihn, der zu Helmer will, zu sich ins Zimmer. —

Dr. Rank kommt wieder auf seine Krankheit zu

sprechen, die ihn nun bald dahin nehmen wird. Er ist melancholisch, und Nora hätte ihn doch so gerne lustig gesehen. Er redet wieder von der unerbittlichen Vergeltung, die in jeder Familie waltet, und deren Opfer er ist. Aber Nora hält sich die Ohren zu. Sie denkt an ihre Kinder und an Roberts harte Worte. „Unsinn! Lustig! Lustig!" —

Um ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen, holt sie die Schachteln mit dem Maskenanzug, in dem sie am andern Tage tanzen will. Und dann kommt Dr. Rank ihrer Bitte geradezu entgegen.

„Und das alles verlassen müssen und nicht einmal ein armseliges Zeichen des Dankes zurücklassen können!"

„Und wenn ich Sie nun bäte um einen großen Beweis Ihrer Freundschaft?"

Nora vermag ihr Geheimnis doch nicht so ohne weiteres preiszugeben. Sie zögert. Dr. Rank, der beglückt, außerordentlich beglückt ist über ihr Vertrauen, will ihr Mut machen und redet ihr zu. Und da entschlüpft ihm, ehe er es weiß, das Geständnis seiner Liebe.

„Ach so!" sagt Nora schwermütig. Nun ist alles vorbei, auch dieser Ausweg abgeschnitten; denn wie Rank auch bittet und fleht: „Jetzt können Sie nichts mehr für mich thun!"

Während Dr. Rank noch da ist, giebt das Mädchen Günthers Karte ab. Noch ist es Zeit, noch kann sie Rank bitten. Aber auch keinen Augenblick ist sie wankend. Das Entsetzliche droht in schrecklicher Nähe; aber einen Mann, der sich die Andeutung seiner Liebe erlaubt hat, kann und darf sie nicht um etwas bitten. Die ganze Reinheit, aber auch die gewaltige Größe und Stärke ihres Herzens zeigt sich in diesen Augenblicken.

Rank geht, und Günther kommt.

Er ist entlassen und droht nun mit dem Äußersten. Wenn sich noch irgend eine Hoffnung auf einen Ausweg in Noras Seele geregt hat, nun wird alles, alles vernichtet. Selbst das Letzte, ihr Tod kann nichts nützen. Helmer wird doch davon erfahren und trotzdem bloßgestellt sein.

Günther geht, und dann hört Nora, wie der Brief in den Kasten fällt.

„Robert, Robert! Nun sind wir verloren!"

Jetzt muß sie kommen, die Katastrophe, unabwendbar.

Christine sieht ihre Aufregung, fragt und erfährt die ganze Sachlage.

Nur um eins bittet Nora jetzt noch. Falls sie den Verstand verlieren würde oder etwas anderes ihr zustoßen sollte, möge Christine Zeuge sein, daß sie allein die Schuld trägt, damit nicht „jemand" — Robert — alles auf sich nehmen könne; denn jetzt wird es kommen, das Wunderbare, das sie nur immer dunkel geahnt hat, das ihr nun endlich greifbar geworden ist: Robert wird vor die Welt hintreten mit seiner großen Liebe zu ihr und alles auf sich nehmen. Das ist ihr nun das Wunderbare, aber auch das Entsetzliche, das nicht geschehen darf. Robert kann nicht so dastehen, Robert muß rein bleiben vor den Augen der Welt, und darum muß sie in den Tod, unabänderlich.

Noch einmal zeigt sich ein Ausweg. Günther hat früher Christine geliebt, und diese geht nun zu ihm, um ihn zur Zurücknahme seines Briefes zu veranlassen.

Nora bleibt, um mit Robert die Tarantella zu üben. Im Anblick all des Entsetzlichen, das nun kommen wird, faßt sie der Lebensdrang ihres gesunden Leibes mit solcher Macht, daß es wie Wahnsinn über sie kommt. Tanzen, tanzen, tanzen! Leben! Noch

wenige Stunden leben, aber voll und ganz. „Robert, du sollst keinen Brief öffnen bis morgen, bis der Ball vorüber ist. Champagner wollen wir haben! Ein Champagner-Gelage bis zum hellen Morgen, und auch Makronen, nur dies eine mal!“ Aber alles viel, voll und ganz!

Christine kommt zurück. Günther war nicht da. Aber sie hat ihm einen Zettel dagelassen.

„Das hättest du nicht thun sollen! Im Grunde ist es doch herrlich, so das Wunderbare zu erwarten!“

Christine geht, und Nora bleibt für einen Augenblick allein. Sie hat nun vollständig abgeschlossen. Das Wunderbare wird kommen, aber sie muß in den Tod.

„Fünf Uhr! — Sieben Stunden bis Mitternacht. Dann ist die Tarantella aus — Vierundzwanzig und sieben? — Noch einunddreißig Stunden zu leben!“

„Aber wo bleibt denn meine kleine Lerche?“

„Hier ist sie!“ Und mit offenen Armen eilt Nora an Roberts Brust, um die letzten einunddreißig Stunden zu leben. — —

Die einunddreißig Stunden sind vorüber. Die Tarantella ist aus. Nun kommt es, das Entsetzliche. Aber sie vermag es noch nicht. Sie kann noch nicht Abschied nehmen von alledem. Das Leben ist so herrlich und das Wunderbare so groß, so entsetzlich groß. Robert muß sie fast mit Gewalt herunterbringen. „Ein Abgang muß immer effektvoll sein!“ Das ist sein Grundsatz. Und namentlich, wenn es eine junge Frau ist, mit deren Schönheit man Aufsehen und Neid erregen will.

Christine ist noch unten und wartet auf Nora. „Es ist nicht abzuwenden. Du mußt reden!“

„Hab Dank, ich weiß nun, was ich zu thun habe!“

Nora, die jetzt entschlossen vor dem schwarzen Thor des Todes steht, bleibt mit ihrem Mann allein, den der genossene Champagner mit glühender Sinnlichkeit erfüllt, und der nun in seiner „lieben Lerche“ nichts anderes sieht, als das Weib, das herrliche Weib des Fleisches. Nora fühlt es aus jeder Bewegung, aus jedem Wort und jedem Atemzuge. Und doch möchte sie Robert jetzt gerade groß und herrlich sehen, jetzt, wo das Wunderbare kommen soll.

Dr. Rank erscheint und nimmt Abschied für immer. Roberts Gedanken werden dadurch für kurze Zeit abgelenkt. Doch bald schon ist er wieder bei sich und Nora. „Jetzt sind wir allein auf uns angewiesen! O, mein geliebtes Weib, mir ist's, als könnt' ich dich nicht fest genug halten. Weißt du, Nora, manchmal wünsch' ich, es möchte dir eine Gefahr drohen, auf daß ich Leib und Leben und alles, alles andere deinetwegen aufs Spiel setzen könnte!“

Da naht sich das Wunderbare. Nora fühlt sein Wehen. Die herrlichen Worte Roberts waren das erste Signal, das sein Kommen ankündigte. Kein Zweifel mehr! Bald wird es erscheinen in seiner strahlenden Größe.

„Nun sollst du deine Briefe lesen, Robert!“ Was sie noch soeben heiß ersehnt hat, Aufschub, er selbst bietet ihn an. Aber sie verlangt nicht mehr danach. Sie ist vorbereitet, vollständig; und nun will sie es erwarten, ihm entgegensehen, dem Ende, stark und ruhig.

„Robert, gute Nacht! — gute Nacht!“ —

Jetzt ist alles vorbei. Sie wirft den Shawl über den Kopf und eilt zur Thür. Sie darf es ja nicht erwarten, das Wunderbare, das nun sicher kommen wird. — Und doch das Wasser, das eiskalte, schwarze

Wasser! — Und dann diese Hoffnung auf das Größte und Schönste, auf das Wunderbare. Das alles läßt sie nicht. Wie sie noch steht in heftigem Kampf, stürzt Robert herein mit dem Brief in der Hand.

Nun ist es da.

Ein einziger Schrei entringt sich ihrer Brust. Und dann will sie hinaus. „Du sollst mich nicht retten, Robert! Ich habe dich über alles in der Welt geliebt."

Da tönt es an ihr Ohr, das erste Wort, das an ihrem felsenfesten Glauben zu nagen beginnt:

„Komm mir nicht mit albernen Ausflüchten!"

Aber noch immer ist ihr Vertrauen zu stark.

„Laß mich fort. Du sollst nicht dafür büßen! Du sollst es nicht auf dich nehmen!"

„Keine Komödie!" ist Helmers Antwort. „Hier bleibst du und stehst Rechenschaft! — Begreifst du, was du gethan hast? Antworte! Begreifst du das?"

„Ja, jetzt beginn' ich es ganz zu begreifen!"

Mit furchtbarer Gewalt dringt es auf sie ein, was sie nie für möglich gehalten hat. Das Wunderbare bleibt aus. Robert denkt nicht im entferntesten an dergleichen. Nicht einmal das geringste Verständnis für ihre That zeigt er. Wie ein kaltes graues Spinngewebe legt es sich schwer auf ihre Seele, um alles, was darin an Glauben, an Vertrauen auf ihren Mann gelebt hat, zu vernichten.

Schlag folgt auf Schlag. Vorwürfe, Beleidigungen, brutale Behandlung. Und wo sie Größe geglaubt hat, legt sich ihr die kleinlichste Selbstsucht bloß. „Die Sache muß vertuscht werden um jeden Preis! — Und was dich und mich angeht, so muß es aussehn, als sei alles zwischen uns wie bisher. Aber natürlich nur vor den Augen der Welt. Du bleibst also auch ferner-

hin hier im Hause; das ist selbstverständlich. Aber die Kinder zu erziehen, das erlaub' ich dir nicht; die wag' ich dir nicht anzuvertrauen!" —

Dann kommt der Brief, in dem Günther auf Veranlassung der Christine den Schuldschein freiwillig zurücksendet. Und die Art, wie Robert die Rettung aufnimmt, reißt auch das letzte, was in ihrer Seele noch für ihn schlummert, heraus. Es durchfegt ihr Herz wie mit rauhem Atem des Wintersturmes und läßt nichts zurück, keine Blüte, kein grünes Blatt; denn nun sieht sie es in seiner ganzen Kleinheit, das Herz Helmers, das sie so unendlich groß geglaubt hat. Als die Gefahr für ihn vorüber ist, da ist für ihn alles wieder in der besten Ordnung. Nora ist wieder seine kleine liebe Lerche, seine verschüchterte Taube, die ihm durch ihre weibliche Hilflosigkeit doppelt anziehend erscheint, die es nur noch nicht recht glauben kann, daß er ihr alles vergeben hat. — Aber er hat ihr alles verziehen, — alles verziehen; denn „es liegt ja für den Mann etwas so unbeschreiblich Süßes und Beruhigendes darin, zu fühlen, daß er seiner Frau vergeben hat."

Es ist Nora plötzlich, als würde ihr ein Spiegel vorgehalten, darin sie ihre ganze Vergangenheit sieht. Da wird es ihr mit entsetzlicher Gewißheit klar, daß Robert auch nicht eine Spur von dem ist, für das sie ihn gehalten hat, daß der kleinliche Mensch, der da vor ihr steht, ohne auch nur ein etwas von ihren Gefühlen zu verstehen, nichts zu thun hat mit dem Manne, den sie so unendlich geliebt hat, daß Helmer für sie ein Fremder ist; ein Fremder, dem sie sich all die Jahre preisgegeben, dem sie drei Kinder geboren hat. Der Gedanke an das alles ist ihr unerträglich und so entsetzlich, daß sie die ganze Kraft ihrer starken Natur anspannen muß, um der erdrückenden Tragik ihres Schick-

sals nicht zu unterliegen. Acht lange Jahre hindurch hat sie das angebetet, was sie nun verachten muß. Was ist gegen die furchtbare Gewalt dieses Schmerzes der Kummer eines Liebespaares, das sich nicht vereinigen kann, weil äußere Umstände im Wegen stehen, oder was ist dagegen gar der Gram eines Jünglings, den ein Mädchen, das er liebt, nicht wiederlieben will. Und doch sind das alles so tiefe Schmerzen, daß Heuwagen voll Liederbücher damit erfüllt sind.

Ein anderes, weniger starkes Wesen hätte zusammenbrechen müssen unter der Gewalt dieses Schlages. Noras große, riesengroße Natur überwindet auch das. Ebenso schnell, wie ihr alles klar ist, was geschehen, ebenso schnell findet ihr naiv-genialer Geist den Weg, der jetzt für sie der richtige ist. Und wie sie damals, als das Leben Roberts auf dem Spiele stand, rückhaltlos ihrem Herzen folgte und ohne Rücksichten und Bedenken, naiv und gläubig den — allem, was die Gesellschaft will — so entgegengesetzten Weg einschlug, so auch jetzt. Der Helmer, der da steht, ist nicht der, den sie geliebt hat, ist ihr fremd, und darum muß sie ihn verlassen. Ein anderes giebt es für ihr Gefühl nicht, und nur ihrem Herzen und keinen Erwägungen folgt sie wie immer so auch heute.

Nachdem sie ihren Maskenanzug abgelegt hat, der als ein Symbol dessen, was gewesen ist, noch an ihr hängt, folgt die Abrechnung, und dann geht sie.

Nichts kann sie zurückhalten von ihrem Schritt, nicht die Rücksicht auf Helmer, den sie nicht mehr liebt, nicht die Rücksicht auf die Gesellschaft, deren Regeln und Gesetze ihr von Grund aus falsch erscheinen, nicht die Rücksicht auf die Religion, die sie trotz alles Konfirmandenunterrichts gar nicht kennt, nicht die Rücksicht

auf ihre Kinder, denen sie so, wie sie jetzt ist, doch keine Mutter, keine Erzieherin sein kann, die sich nur einigermaßen ihrer Aufgabe gewachsen fühlt. Alles in ihr und außer ihr ist losgerissen, alles, an das sie geglaubt hat, urplötzlich wankend geworden. Sie findet sich nicht mehr zurecht, sie weiß nicht, ob sie eine Verbrecherin ist, oder ob die Gesetze so schlecht sind. Recht und Unrecht, Gut und Böse, all diese Begriffe haben ihren Inhalt verloren. Wie ein Strudel dringt es wild und brausend auf sie ein. Eine entsetzliche Angst erfaßt sie, ein einziger mächtiger Drang, fort, fort aus dem Hause, in dem all ihr Glück zu Boden geschmettert worden ist, fort aus diesen Verhältnissen, in deren Wirrnis kein schimmerndes Licht und kein Weg ihr winkt, fort von allem, was sie kennt, fort in die Einsamkeit, wo sie nachsinnen kann über das, was jetzt mit glühenden Zangen ihr Hirn zermartert, wo sie ihr Selbst, ihr verlorenes Ich wiederzufinden vermag. — Ehe das nicht geschehen, wagt sie es nicht, ihren Kindern als Erzieherin gegenüber zu treten. Sie weiß sie zudem in guten Händen, und Abschied hat sie ja schon lange von ihnen genommen, in jenen Stunden, da sie sich zum Tode entschlossen hatte.

Nur einen Trost läßt sie Helmer auf sein Drängen zurück, daß sie beide vielleicht doch noch einmal zusammenkommen können, wenn — das Wunderbarste geschehen würde, das Wunderbarste, das sie nun klar und hell erkennt: daß ihr Zusammenleben eine Ehe werden könnte, d. h. ein Zusammenleben zweier Menschen, die sich ganz und groß verstehen und sich ganz und groß lieben, deren Wesen sich ergänzen und unlösbar verbunden sind, ein Zusammenleben, das man eben so wohl eine wahre Ehe, als eine wahre „freie Liebe“ nennen darf. —

Nora geht hinaus in die Nacht. Wir folgen ihr mit blutendem Herzen, folgen ihr mit Bangen für die Zukunft in die Welt, die ihr zu dieser ersten Enttäuschung noch manche andere bringen, die auch dieser genialen, ursprünglichen Seele eine Wunde nach der andern schlagen und ihr ganz die Qualen zu kosten geben wird, mit denen sie große Naturen so reichlich bedenkt, Qualen, die dem Bierphilister, dem Moraltrottel und dem seichten Alltagsschwätzer immer unbekannt bleiben werden. Das Glück der Dummen wird sie nicht finden, aber sie wird nicht zu streben aufhören nach dem Glück des Geistes, das vor sich selbst besteht und in sich seinen Frieden findet. Und darum bangen wir wohl für sie, aber in unseren geheimsten Herzensfächern jauchzt und jubelt es, wandelt sie doch den zwar dornigen, aber auch richtigen Weg zur reinen Höhe des Lichts, zum Ideal empor.

---

Ich hoffe durch diese Lebensgeschichte den Beweis geliefert zu haben, daß Nora, wie sie Ibsen uns vorführt, eine durchaus einheitliche Natur ist, in deren Entwickelung keine Spur eines unnatürlichen Sprunges sich aufzeigen läßt, in der sich vielmehr fortwährend Folge an Ursache reiht. Ich glaube bewiesen zu haben, daß Nora durchaus nicht „krank," nicht „herzlos," nicht „pflichtvergessen," nicht „unnatürlich," nicht „mystisch angelegt" ist, wie man im Ärger des beleidigten Philistergefühls diese „unbequeme Person" zu nennen pflegt, sondern daß sie ein durchaus ursprüngliches, gesundes und lebenswarmes Wesen ist, das überall und immer aus seinem natürlichen Gefühl heraus naiv und gläubig handelt.

Nun aber zu einer anderen Frage:

Warum das alles? Warum läßt uns der Dichter

so tief in die Seele dieser herrlichen Frau schauen, warum legt er uns ihr tragisches Schicksal so ergreifend ans Herz? Hat er uns, die wir einen „Karfunkel" suchen — um mit Hebbel zu reden —, hat er uns statt dessen einen gleißenden „Kieselstein" gegeben, oder an Stelle eines tiefen Lebenssymbols eine spannende Anekdote aus dem modernen Leben vorgeführt?

Wohl keinem, der jemals Noras Schicksal im Theater oder beim Lesen mitgefühlt hat, wird es entgangen sein, daß es sich hier um viel mehr, als um Nora und Helmer handelt, daß hier das Weib, das gesellschaftlich unterdrückte Weib als Ankläger gegen den Mann auftritt, um von ihm das Wunderbare zu verlangen, wie Ibsen mit feiner Satire das richtige Zusammenleben zwischen Mann und Frau bezeichnen läßt. Das so natürliche Wunderbare, daß der Mann das Weib als ein ihm gleichgestelltes Wesen ansehe, das gerade so gut wie er Anspruch auf Bildung und Recht hat, das er nicht mehr länger als Spielzeug, als kleine liebe Lerche und als Gegenstand erlaubten sinnlichen Begehrens betrachten darf, sondern als Genossin, die als gleichgeartetes Eigenwesen dem Eigenwesen zur Seite steht.

Ich will an dieser Stelle nicht lang und breit auf die Frauenfrage eingehen, obwohl die Gefahr nahe liegt, solches zu thun; denn Noras Erziehung und Noras Ehe sind viel mehr Typen als Ausnahmen. Und das eben macht diese Predigt des nordischen Dichters so eindringlich.

Daß sich erfahrungsgemäß nur wenige Frauen zu dem Schritt der Nora aufraffen können, thut nichts zur Sache; denn damit, daß ein Unrecht ertragen und nicht abgeschüttelt wird, ist es noch lange kein Recht. Und der stolze Ruf, mit dem die Nora-Gegner und

Gegner einer würdigen Stellung der Frau überhaupt ihr Gewissen betäuben und das unbequeme Werk Ibsens beseitigen wollen: „Es giebt keine Nora!“ verschlüge nichts, wenn er hundertmal wahr wäre, was er aber durchaus nicht ist. Denn der Tragiker hat nicht etwa die Aufgabe, zu zeigen, wie ein Unrecht, eine Schuld glücklich verwischt werden kann, sondern er hat die Konsequenzen zu ziehen, er hat die Idee in ihrer ganzen Reinheit in Erscheinung treten zu lassen. Darum wählte der Dichter nicht ein zartbesaitetes schwachherziges Frauengemüt, das wohl unter dem Druck der Fessel seufzt, aber sie nicht abzuwerfen vermag, er wählte auch nicht ein durch Studien oder durch sonderbare Lebensschicksale emanzipiertes Weib, sondern diese sich vollausgebende große Natur, die nicht nur tief genug ist, die Tragik ihrer Lage bis ins Äußerste hinein zu fühlen, sondern auch die Kraft hat, bei dem Schwersten nicht zu unterliegen mit einem müden Entsagen, vielmehr auch dann stark zu bleiben und sich nicht aufzugeben in diesem Kampf des Individuums, das sich voll ausleben will, gegen Unterdrückung durch überlieferte Gesetze — eine Natur, die sich nicht mit verhaltenem Zähneknirschen beugt, sondern mutig an den Stäben des Gitters rüttelt und ihr stolzes: „Ich will sehen, wer recht hat, die Gesellschaft oder ich!“ in die Welt hinausruft.

Und damit kommen wir zu einem anderen Punkt. So sehr auch die Frauenfrage unsere Zeit bewegt, so sehr sie eins der tiefsten Probleme der Gegenwart giebt, so sehr sie es verdient, von einem Dichtergenie wie Ibsen behandelt zu werden, so wenig würde uns doch ein Drama befriedigen, das sich in der Durchdringung dieses Themas ganz ausgäbe.

Aber Nora ist nicht nur das Weib, das sein

natürliches Recht fordert. Nora ist das starke, auf dem Bewußtsein seiner Persönlichkeit ruhende Individuum, das sich nicht zufrieden giebt mit den herrschenden Meinungen, weil sie eben die überlieferten sind, sondern das seine subjektive Kritik anlegt an alles, was ihm die Welt bietet. Das Individuum, das sich nicht durch das leiten läßt, was „Pastor Jakobi" sagt, sondern das wie Nora untersuchen will, ob es richtig ist, was er sagt, oder vielmehr ob es für sie richtig ist; denn nicht nach allgemein gültigen Regeln sucht es, sondern nach Gesetzen für sich selbst, nach Gesetzen, die es durch eigenes Nachdenken und aus eigener Erfahrung für sich gewinnt. Es ist das Individuum, das sich nicht begnügen kann mit dem, was die meisten sagen, das Individuum, das in einem anderen Werke Ibsens das stolze Wort von der Majorität sagt, die immer Unrecht hat.

Und gehen wir noch weiter, so bietet uns Nora ein treffliches Symbol unserer Zeit, die nicht nur, wie Hebbel sagte, „für schon vorhandene Institutionen ein besseres Fundament schaffen, sie auf nichts stützen will, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen will," — sondern die sich auch nicht scheut, neue Institutionen zu ersinnen; diese Zeit, die an allen alten Säulen rüttelt und sie auf ihre Standfestigkeit untersucht, die nicht davor zurückschreckt, alte morsche Bauten niederzureißen, um aus den Trümmern neue, herrliche Paläste erstehen zu lassen.

Und betrachten wir unter diesem letzten Gesichtspunkt Nora, wie sie an tausend Adern blutend, die mit dem Alten zusammenhingen, und die nun jäh zerrissen

sind, sich keinen Augenblick in müßige Klagen über das verliert, was vorbei ist, sondern ihrem einzigen großen Drange folgend, dem gerecht zu werden, was nun einmal in sie gelegt ist, sich frisch und ohne Furcht daran giebt, ein neues, besseres Sein zu erringen, so finden wir uns hier vor einem so großartigen, so zukunftshoffenden und zukunftssicheren Optimismus, vor einem so himmelstürmenden Idealismus, daß all die Klagen über den unheilbaren Pessimismus und den krassen Materialismus Ibsens wie Hohn erscheinen.

Dem Dichter, der uns ein Drama schenkte, in dem Nora die Heldin ist, in dem selbst ein Günther sich zum Guten emporringt, diesem Dichter könnte man nur den einen Vorwurf hinsichtlich seiner Weltanschauung machen, daß er zu idealistisch wäre.

Die Kritik aber, die eine Nora wegen ihrer Krankhaftigkeit und deren Dichter wegen seines unheilbaren Pessimismus ablehnt, hat in diesem Falle nur sich selbst gerichtet; denn Ibsen ist eine der ehernen Säulen, von denen alle Steine machtlos auf die Angreifer zurückprallen.

Denen aber, die, sich den Teufel um künstlerische Eigenschaften kümmernd, den Dichter der Nora abthun möchten, weil er zu sehr in die vermoderten Ecken hineinleuchtet mit dem hellen Lichte seines Riesengeistes, denen kann ich überhaupt nichts entgegnen, denen möchte ich es nur immer wieder in die tauben Ohren schreien, das herrliche Wort Ibsens aus „Kaiser und Galiläer“: „Das dritte Reich wird kommen und der Menschengeist sein Erbe wiedernehmen!“

⁂

Verlag von August Schupp, Leipzig.

# Naturphilosophische Studien
## frei von Mysticismus.

Von

**Gustav Kühn.**

Preis Mk. 2,50.

# Die Frauenfrage
## und der gesunde Menschenverstand.

Von

**T. W. Higginson.**

Autorisierte deutsche Übersetzung

von

**Eugenie Jacobi.**

Preis brosch. Mk. 2,30; eleg. geb. Mk. 3,—.

. . . . Das Buch ist allen denkenden Frauen und Männern warm zu empfehlen . . . . Es bietet Stoff und Anregung Mancherlei . . . . . „Schrattenthal's Rundschau."

Das Buch zeigt große Gesichtspunkte und vornehmste Gesinnung . . . . . Dies Buch empfehlen wir ernstlich zur Anschaffung, da es wirklich Neues bringt.

„Die Frau."

# Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

. . . Die einzelnen Fragen sind in knapper Anschaulichkeit behandelt und durch launige Beispiele sehr anregend gestaltet . . . Es läßt sich viel daraus lernen und man wird es immer wieder gern zur Hand nehmen, da es interessant geschrieben, zum Nachdenken anspornt und streng logische Schlußfolgerungen auf ganz neuen Gebieten zu ziehen weiß.

A. v. G.

„Dresdner Frauenzeitung."

Die deutschen Frauen können Fräulein Eugenie Jacobi recht dankbar sein, daß sie ihnen das hochinteressante Werk durch ihre Uebersetzung zugänglich gemacht hat, und es wäre nur zu wünschen, daß Männer und Frauen es mit Aufmerksamkeit lesen . . . .

„Deutsche Hausfrauen-Zeitung."

Allen Bestrebungen, den von Natur zwischen Mann und Weib geschaffenen Unterschied zu bekämpfen, tritt es scharf entgegen. Es betont denselben gerade und verlangt nur die Bestätigung der künstlich aufgebauten, teils im Gesetze, teils im Herkommen wurzelnden Schranken . . . . . Die Menschheit bedarf nicht blos der Väter, sondern auch der Mütter.

„Rhein.- u. Ruhr-Zeitung."

Ein ganz vorzügliches Buch, das parteilos die Für und Wider der Frauenfrage behandelt, und das wir unseren Leserinnen in der tüchtigen Uebersetzung v. E. Jacobi auf das Wärmste empfehlen . . . . . Wir legen nochmals allen unseren Leserinnen ans Herz, sich den Genuß, welchen ihnen die Lektüre dieses Buches bieten wird, nicht vorzuenthalten.

„Frauenleben."

. . . Das Buch ist überhaupt fast das Beste, was in unserer Frauenfrage in der letzten Zeit geschrieben und in gleichgesinntem Empfinden von einer deutschen Frau übersetzt ist . . . .

Da ich in diesem sibirischen Winter an das Zimmer gebannt und mehr zum Lesen wie zum Schaffen befähigt bin, habe ich mich ganz in dieses herrliche Buch vertieft und soviele Stellen, die mir aus der Seele gesprochen und der Weiterverbreitung würdig sind, darin gefunden, daß ich, um sie zu citieren, die Hälfte des Buches abschreiben müßte.

Louise Otto in den „Neuen Bahnen."

---

Oswald Schmidt, Leipzig-R.

University of
Connecticut
Libraries

39153028251082